

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

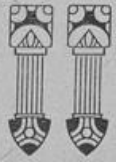
Nr. 28.

Düsseldorf, 8. Juli

1916.

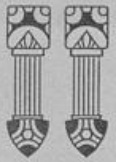


Generalfeldmarschall Karl von Bülow, wurde aus Gesundheitsrücksichten zur Disposition gestellt.
Phot. Alice Mahdorff.



Das starke Lied.

Von Rudolf Michael.



Die Elbe zog wie seit Monaten still ihren Weg. Man hörte das Plätschern und Rauschen ihres Wassers. Während sonst die Hämmer schlugen, die Pfeifen kreischten und die Schornsteine brüllten, wo der Rauch sich in schweren Wollen über West und Wasser legte und der Verkehr der Großstadt wie ein anderes Wasser herüberbrannte, war nun eine breite Stille. Die Türme der Stadt sahen mit ihren Uhren wie mit goldenen Augen über die Schornsteine, die nicht mehr dampften, über die Kräne, die ihre eisernen Arme leblos streckten. Die kleinen, grünen Fährdampfer schäumten nur noch durch das Wasser und brachten ein paar Neugierige hin und her.

Im Hafen der Fischerinsel Finkenwärder lagen die Kutter Bord an Bord. Die flinken, lebendigen Boote und Segler träumten. Der Wind fuhr durch Tane und Raen und blähte keine Segel mehr. Die Schiffswände knarrten ungeduldig. Einige kleine Fischerjungen sprangen schreiend und lachend von Boot zu Boot und wiegten sich darauf.

Seitab von den andern lag hart am Deich ein braunlicher, alter Kutter. An den Masten und Trossen sah man die Spuren mancher harten Fahrt. Darauf saß ein alter Fischer. Das runzelige Gesicht ruhte in einem runden, weißen Bart, und der Schien der zerdrückten Mühe deckte die Augen so tief, daß er nur eben darunter hervorsehen konnte. Das war Klaus Fock, der alte Fock, der die Feldzüge 66 und 70/71 mitgemacht hatte, und der so sonderbar erzählen konnte.

Als dieser große Krieg ausgebrochen war, dachte keiner daran, daß er noch mal hinausziehen konnte. Aber der alte Fock hatte doch, wenn er allein war, seine Arme gestreckt und die Sehnen geprüft, mit den Augen gespäht und gefunden, daß es eigentlich noch gehen müßte. Diese Hände, die jahrelang Ruder und Segel gegen jeden Sturm gepreßt hatten, könnten sicher noch einmal einem Franzosen die Kehle zubrechen wie damals am Kirchhof von Rezonville. Aber die andern sagten ja, es ginge nicht mehr. Und gewiß, sie würden lachen, wenn er mitwollte. Dann wiegte er wohl den Kopf, ging hinaus über den Deich und setzte sich auf die Bordwand seines alten Kutters. Und plötzlich kam dann der Troß in ihm hoch. Wenn er auch selbst nicht mehr dabei war, er hatte doch vier Söhne draußen, die auf den grauen, stählernen Schiffen gegen England fuhren. Die würden es für ihn schaffen. Ganz gewiß, das würden sie. Und dann war er so froh und stolz wie ein junger Fischer, der zum erstenmal mit seinem neuen, eigenen Kutter hinausfährt auf die See.

Weiß hockte er da so wie heute, nachdenklich, hielt vor den Mund eine kleine, windschiefe, alte Flöte und spielte eine sonderbare Melodie, ein seltsames, unverständenes Lied. Oft spielte er es Tag für Tag und saß dabei stundenlang im Winde auf dem Wasser.

Eine Schar halbwüchsiger Fischerburschen schlenderte den Deich herunter, blieb vor Klaus Focks Kutter stehen und horchte.

„Klaus! was ist das für ein Lied?“ rief einer und lachte, weil er den Alten nicht verstand. Klaus Fock ließ sich nicht stören.

„Klaus Fock! Solln wir rüberkommen?“ riefen zwei zugleich.

Der Alte wandte den Kopf zu den Burschen und nickte. Aber er ließ die Flöte nicht vom Munde.

Das waren bunte Töne. Er behauptete immer, es sei ein altes Lied. Aber zänkische und häßliche Leute behaupteten, er spiele jeden Tag etwas anderes, ein närrisches Gedudel. Die Burschen hockten um den Alten herum. Der blies noch einige Zeit und setzte dann ab. Seine scharfen Augen gingen von einem zum andern.

„Ja, ein schönes, altes Lied,“ redete er dann in seinen Bart hinein. „Ich will's euch sagen. Wir hatten einen guten, alten Hauptmann. Wir waren damals vor Metz. Der gute, alte Hauptmann hat's gespielt den Abend, als wir sie drinnen hatten im Kessel. Und er ist gesund wiedergekommen.“ Der Alte schwieg wieder. Diese Rede schien ihn schon angestrengt zu haben. Die Burschen saßen mit ngläubigen Augen und Mäulern da.

Aber der alte Fock wußte, was er gesagt hatte. Er nahm die Flöte wieder zärtlich an den Mund und spielte noch einmal das bunte Gewirr von Tönen, das damals der gute, alte Hauptmann gespielt hatte. Er erwartete kein Lob. Er war selber zufrieden, daß er auf die andern gar nicht achtete. „Wißt ihr, Jungens, das hilft. Unserm alten, guten Hauptmann hat's auch geholfen. Wir haben sie immer verhauen. Na, ich will es weiter spielen.“

Die Burschen verbargen ein Lächeln. Dies Lied sollte helfen und retten können. Der Alte kümmerte sich nicht drum.

Nach einiger Zeit stand er auf, kletterte von dem Kutter auf den Deich und ging seinem Haus zu, das jenseits der Deichstraße in der Tiefe lag. „Jungens, kommt heut' abend,“ brummte er noch im Gehen.

„Zuwill, Klaus Fock!“ rief einer und lachte über den Alten, den sie nicht verstanden.

Des abends kamen sie gern zu ihm. Auf einem kleinen Tisch hatte er eine Lampe stehen und eine Karte ausgebreitet und zeigte den Burschen, wo sie draußen die Franzosen und Russen verhauen. Und wirklich, er wußte Bescheid, und oft kam das stolze Wort:

„Da sind wir 70 auch gewesen.“ Dann glänzten seine Augen, und ein Feuer lief durch sein Blut, daß der alte Körper zitterte.

Am andern Tage wurde Klaus Fock krank und mußte im Bett bleiben. Er hatte sich draußen auf dem Kutter erkältet, weil er auf Wind und Kälte nicht achtete. Nun konnte er lange, lange nicht draußen sitzen und sein Lied spielen. Das machte ihn recht ungeduldig.

Oft, wenn ein anderer alter Fischer ihn besuchte, wenn ein Junge ihm einen Gruß brachte von seiner Mutter, die ihn fragen ließ, wie es ihm gehe, antwortete er gar nicht, sondern zog ihn nur leise aufs Bett und fragte vorsichtig: „Haben wir sie schon wieder verhauen?“

„Ne, Klaus Fock, das will jetzt nicht so recht. Es ist Stauwasser.“ Dann wurde der alte Fock traurig, legte den Kopf zur Seite und achtete nicht mehr auf den Besuch. Aber nach einigen Tagen konnte Klaus Fock über den Deich tippeln und seinen Kutter besuchen. Es war inzwischen etwas wärmer geworden. Die blauen Sonnenstrahlen spielten lustig auf dem dunklen Wasser.

Wieder saß der alte Fock gesund auf seinem Kutter, die Flöte am Mund, und spielte. Und er spielte mit neuem Schwung und junger Begeisterung. Die alten Frauen, die auf dem Deich entlang gingen, freuten sich und lachten: „Nu wird's besser Wetter.“

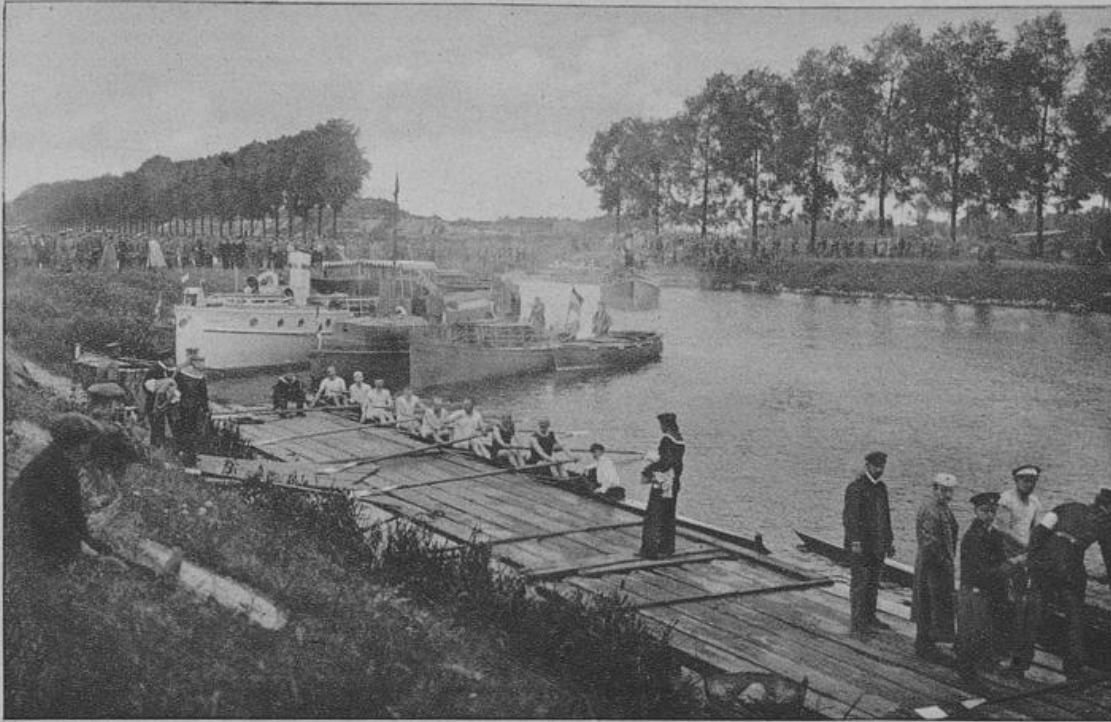
Klaus Fock spielte und ließ sich nicht stören. Da regten sich die Glocken der großen Stadt, die drüben am andern Ufer lag. Erst ein Schlag, dann mehrere, und schließlich ein lautes und volles Durcheinandertönen vieler Glocken mit dumpfem und hellem Schlag. Der Alte setzte die Flöte ab und horchte. Auf dem Deich sprangen Jungen und riefen: „Wieder ein Sieg!“ und brachten dem alten Fock die frohe Kunde. Der reckte sich wie ein reicher, selbstbewußter alter König. „Jungens, ich hab's euch ja gesagt. Das Lied, das Lied.“ Und mit einiger Wehmut fügte er hinzu: „Unser alter, guter Hauptmann.“

Und bald war es in dem kleinen Fischerdorf herum: Der alte Klaus Fock hat wieder gespielt. Wir haben einen Sieg! Klaus Fock ging in seine Stube, streckte seinen Arm und prüfte die Sehnen, spähte mit den Augen und fand, daß er eigentlich noch mitgehen müßte.

Am andern Tage kam der eine von Klaus Focks Söhnen, ein strammer, blonder Maat, auf Urlaub. Da kannte des alten Focks Stolz keine Grenze. Am Nachmittag mußte der Sohn mit aufs Wasser. Die Segel wurden auf dem alten Kutter gezogen, das Ruder eingesetzt und gedreht, und gleich darauf rauschte der breite Bug durch die dunklen Wellen. Klaus Fock stand wie ein Junger an den Segeltrösten und ließ die Augen hin- und hergehen. Ab und zu prüfte er den Sohn von oben bis unten, freute sich und lachte aus vollem Herzen.

Dann klopfte er dem Sohn zärtlich auf die Schulter und sagte mit einer tiefen, tiefen Überzeugung: „Gord, du, wir schaffen's!“

Kriegs-Ruder-Regatta in Flandern.



Die Sieger im Achter-Rennen in der Etappen-Ruder-Regatta zu Gent.



Die Sieger im Ersten Senior-Vierer-Rennen der Genter Regatta.

Von links nach rechts: Schott (Mainzer R.-V.); Wendling (R.-S. Undine, Offenbach); Eiehem (Kölner Klub für Wassersport); Kees (R.-S. Undine, Offenbach); Badmeister (R.-Kl. Triton, Stettin).

Unerseztlich.

Stizze von Friß Müller.

W is die Theres zu uns kam, war sie nicht mehr jung. „Nein, ich versteh dich nicht,“ sagte Tante Pauline kritisch zu unserer Mutter, „wie kann man auch nur einen alten Dienstboten einstellen!“

„Die bleiben am längsten,“ sagte Mutter mit einem Wid auf unser nicht weniger wie zehnfüßiges Kindergetusel auf dem Stubenboden, „und außerdem scheint sie auch kinderlieb zu sein.“

Mutter behielt mit beidem recht. So kinderlieb war die alte Theres, daß man oft nicht wußte, wer das größte Kind von uns war, sie oder eins von uns fünf.

Und bleiben tat sie immerzu, immerzu.

Was für eine Wirtschaft war das früher:

„Gnä' Frau, es tut mir leid, aber zum nächsten Ersten geh —“

„Aber wir haben Sie doch gut behandelt, Fanni?“ sagte unsere Mutter erschreckt.

„Des scho', aber fünf Kinder, es is mir z'viel, gnä' Frau — aber zum nächst'n Ersten also — sein S' net bees, gnä' Frau.“

Und wieder an einem andern Ersten ging die Berta, ging die Marie, ging die Leni, weil ihnen die fünf zuviel waren — und dann hieß es stets: „Sein S' net bees, gnä' Frau.“

„Nun, Theres,“ sagte Vater einmal herzlich, „Ihnen sind unsere fünf nicht zu viel, nicht wahr?“

„Da müßten mir ja die fünf Finger an meiner rechten Hand auch z'viel werd'n, gnä' Herr — nana, ich werd' scho' fertig mit die fünf, gnä' Herr.“

Meinte sie die Finger, meinte sie die Kinder?

„Ich werd' scho' fertig mit die fünf“ — den Satz habe ich von ihr gehört, als ich ein kleiner Hosenknirps war. Den hörte ich, da ich zur Schule ging. Den habe ich zum letztenmal gehört, als ich die Uni-

versität bezog. Und jedesmal ist mir der Satz in einem neuen Sinne aufgegangen. Erst so, wie ihn die Theres meinte, fertig mit der Arbeit. Dann so, wie ihn der Vater meinte, fertig wie ein Kämpfer mit dem Chor der Rache.

Den Chor der Rache nannte uns der Vater in unsern lebendigsten Augenblicken.

Und schließlich so, wie er sich für die Theres am Ende ihrer Dienstzeit auswies, fertig durch die fünf, aufgebraucht, erledigt, unerbittlich abgenutzt und altes Eisen.

Die alte Theres sah es freilich nicht, das alte Eisen, von dem die Kräfte blätterten wie brauner Rost vom letzten Jahr.

Die tat noch so, als sei sie junges Eisen, dampfend von der Gießerei gekommen. Um so besser sah es unsere Tante Pauline.

„Nein, ich kann es nicht verstehen,“ sagte sie, „wie ihr euch mit der alten Krattlerin Tag für Tag herumplagt. Die macht euch dreimal mehr Arbeit, als sie euch abnimmt. Altes Eisen gehört in das Spital. Ihr habt sie ja vor mehreren Jahren schon dort eingekauft.“

Und Tante Pauline unternahm es, es ihr beizubringen. Schonend, wie sie sagte.

Dieser Schöpfung wegen wartete sie, bis die Theres einmal leise jammerte:

„Jesses, mei Fuuß, mei Fuuß!“ Dabei langten aber ihre alten, dünnen Finger nach der Stirn.

Es ist nichts zum Lachen.

Kopf und Fuß, das ist bei alten, abgewerkelten Leuten dasselbe und mithin vertauschbar.

„So, Theres, der Fuß tut Ihnen weh?“ sagte Tante Pauline mit einer schleimigen Milde, „da würde ich aber an Ihrer Stelle ins Spital gehen, wo doch so schön für Sie gesorgt wird.“

Die Theres sah sie an, wie man einen Lohfeind ansieht. Fuß



Dom Kriegsschauplatz in Flandern:
Prinz Adalbert von Preußen (X) im Gespräch mit Erz. Admiral von Schröder (XX)
vor dessen Unterstand in der deutschen Stellung.

und hier trampften sich zu einem Abwehrschlag zusammen. Mit dem Fuß stampfte sie auf, und aus dem Hirt sprang die Antwort:

„O mei', Freil'n Pauline, im Spital tut er mir auch weh, mei' Zuaj.“

Das war unanfechtbar. Tante Pauline war geschlagen. Die alte Theres blieb.

„Ist schon recht,“ sagte Vater, „ein altes Arbeitspferd soll sterben, wo es aderte.“

Vater hatte leicht reden. Mutter war's, an der nun alle die viele Arbeit hängen blieb. So viel hat sie sich noch nie geplagt.

Ein Stüd nach dem andern nahm sie der Theres ab. Heimlich noch dazu. Denn auch darin konnte sie empfindlich sein, die alte Theres.

„Jesses, jesses, jetzt hat scho' jemand anders den Kaffee g'mahlt!“ begehrt sie auf.

„Aber Theres, Sie haben uns doch selbst gebeichtet, daß Sie die Sicht im rechten Arm zwidt,“ sagte Mutter.

„No, und was is's nacha?“ sagte sie beleidigt, „als ob ma mit'm linken Arm net auch mah'l'n könnt — überhaupt, ich sieh's ja scho, 'nausteufeln möcht's mi halt schön langsam.“

„Aber Theres, kein Mensch teufelt Sie aus dem Haus,“ gab ihr die Mutter wieder als Antwort zurück.

„Aus der Arbeit mein' ich, aus meiner Arbeit, die wo mir g'hört,“ meinte Theres wiederum.

Es war nicht so leicht mit ihr.

Eine Menge Kunstgriffe hat es der Mutter gekostet, so zu tun, als mache Theres nach wie vor die ganze Arbeit, und als schaue Mutter ihr bloß zu.

Gewiß, da war noch Tante Pauline. Die hätte einspringen können. Aber sie ist ihrer Lebtag nur mit spißig-kritischen Bemerkungen eingesprungen.

„Eine Sünd und Schand ist es, wie ihr die alte, ausgefranste Person so weiterpuppelt,“ sagte sie und ging empört in ihr hinteres Zimmer, während Mutter die Kartoffeln schälte, die sich den Fingern der alten Theres nicht mehr fügen wollten.

Auch der Vater sah das mit der Sünde und Schande. Aber er ging nicht ins hintere Zimmer, sondern heimlich zur Stellenvermittlerin.

„Na, Theres,“ sagte er nach dem Mittagessen mit einem zwangsweißen Anlauf hinter seiner Zeitung, „na, Theres, Sie werden nichts dagegen haben, wenn demnächst jemand zu uns kommt.“

Theres sah ihn mißtraulich an. Mutter war ehrlich erstaunt: „Aber davon weiß ich ja gar nichts, Mann!“

„Eine entfernte, junge Verwandte, weißt du,“ sagte der Vater schnell und augenzwinkernd, „sehr entfernt in der Tat — und sie möchte ein wenig den Haushalt lernen — ja, den Haushalt lernen — bei der alten Theres, weißt du.“

„Meinetweg'n, wenn s' aufbist und ord'nlich is, des junge Fletscherl, und d' Aug'n aufmacht, nacha lass'n S' s' halt komma,“ sagte sie und ging hinaus, um den Kaffee zu holen.

Das Kaffeeholen morgens, mittags, abends war fast das einzige, was ihr geblieben war.

Hinter ihr blieb ein grenzenloses Staunen der ganzen Familie.

Vater hatte aus heiler Haut ein Mädchen eingestellt?

Ohne die Mutter zu befragen, eingestellt?

Wenn das nur gut wird.

Am schlimmsten aber schien es, daß er der Tante Pauline nicht befragt hatte.

„Natürlich,“ sagte sie beleidigt, „unser einer is der reine — is das reine Nix.“

„Stimmt,“ sagte der Vater ruhig, ohne sich weiter daran zu stören.

Und das war meines Wissens das erstmal, daß Vater gegen Tante Pauline grob geworden ist.

Die sehr entfernte Verwandte trat ein. Wir hatten alle Vater unterschätzt. Es war ein liebes, tüchtiges „Ding“. „Ding“ hieß sie von Tante Paulinens Gnaden. Lieb und tüchtig hießen wir sie. Die Theres hieß sie gar nichts. Sie schaute zu, ein wenig gutmütig, ein wenig gnädig, wie der Jungen die Arbeit flink und sauber durch die Finger lief.

„No ja,“ brummte sie, „mit der Zeit wird vielleicht doch noch



Eingang zum Schloß Chevrigny bei Laon.

Das Schloß, in einem herrlichen Park mit uralten Bäumen gelegen, dient jetzt der deutschen Heeresverwaltung als Hospital und als Sanitätsdepot. Hofphot. Oskar Zellmann.

was Nichtiges aus ihr — übrigens, gnä' Herr, Sie ham uns noch gar net g'lagt, wie daß I' eigentlich heißt."

"Theres."

"Ja, wie daß I' heißt, hab ich g'fragt," wiederholte sie, die Hand am halb ertaubten Ohr.

"Theres."

"Jesjes, gnä' Herr, halten S' mich doch net auf in der Arbeit — wie daß I' heißt, die neue, hab' ich g'fragt."

"Theres," lächelte der Vater unerschütterlich, „genau so wie Sie, Theres."

"Wie ich?" sagte die alte Theres grenzenlos beleidigt, „wie ich?" Den ganzen Tag wiederholte sie diese zwei Einzeiler empört, brummend, kopfschüttelnd, schulterzuckend, bis schließlich ein Niden daraus wurde, ein begönnerndes:

„No ja, schließlich kann der Mensch ja nig dafür, was er für 'n Namen hat, und vielleicht wachst's noch 'nein mit der Zeit in ihren Namen," und trippelte davon.

In Wirklichkeit brauchte die junge Theres nicht in ihren Namen hineinzuwachsen. Sie war schon alles, was uns der Name versprechen konnte. Sie war so gut und tüchtig, wie die alte Theres war. Damals, als sie und ich bei uns eintraten. Denn wir sind beide gleichzeitig eingetreten, sie mit einem Dienzbuch und ohne viel Geschrei, ich ohne Dienzbuch und mit viel Geschrei, wie Mutter immer sagt, die mich vom Bett aus gewiegt hat.



Dem österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Ein zerstörtes Stadtviertel in Asiago.

Phot. H. Sp.

Und nun hätte alles gut sein können mit der alten Theres. Sie hätte morgen sterben können, oder übermorgen, oder in zehn Jahren. Sie wäre in Macht und Herrlichkeit und in Ehren gestorben, wie ein braver, alter Adergaul, der seinem Bauern seinerseits die letzte Ehre antut, in seinem letzten Stündlein aus dem Stall aufs Feld zu trotten und in den Aderfurchen, die er einmal pflügte, still die Augen zumachen. Aber so ein alter braver Gaul bekommt oft Niden. Die alte Theres bekam sie auch. Sie hatte sich in den langen Dienstjahren einen schönen Pfeiler Geld erspart. Der lag auf der Sparkasse. Auf einmal bekam sie es mit der Angst. Sie traute der Sparkasse nicht mehr. Das ganze Geld holte sie ab und verwühlte es in ihrer Altmädchenkammer. So oft jemand von uns an ihrer Kammer vorbeiging, schaute sie ihn mit ihren armen, alten Augen lauend an: Ob der wohl imstande ist, mein Geld zu stehlen —?

Natürlich waren wir nicht beleidigt. Es war ja eine Krankheit. „Krankheit hin, Krankheit her, die alte Person ist ja gemeingefährlich!" sagte Tante Pauline, „man sollte sie mit der Polizei —"

Und da war es, daß Vater zum zweitenmal groß zur Tante Pauline wurde.

„Gemeingefährlich?" unterbrach er sie. „Sie ist ein Lebenlang gemeinnützlich gewesen, die alte Theres, da darf sie ganz am Ende auch noch ein wenig gemeingefährlich bei uns sein. Wir können das Gemeinnützliche und das Gemeingefährliche vertragen, nur nicht schlechtthin das Gemeine, Tante."

Wir dachten darauf alle: Jetzt geht die Tante vor der Theres. Denn die Tante war reich und wohnte bei uns nur in Pension. Die Pensionen waren anderwärts zu teuer.

Also blieb die Tante.

Hänisch bemerkte sie es, daß es mit der alten Theres immer ärger wurde. Alle Augenblicke kam jemand von uns mit einem Goldstück zwischen Daumen und Zeigefinger gelaufen:

„Da seht, das habe ich hinter der Kommode gefunden. Damit hat uns die Theres wieder auf die Probe stellen wollen, wißt ihr." Und wir versuchten zu lächeln und übergaben der alten Theres feierlich ihr Goldstück. Aber einmal lachten wir nicht mehr. Als nämlich die junge Theres weinend kam: Zwei Goldstücke hätte sie in der Wäsche gefunden, aber die alte Theres sagte, sie hätte drei hineingesteckt gehabt. Sie wollte ihr das dritte Goldstück schenken, aber das nächstemal, wenn die junge Theres wieder Geld nötig habe, solle sie darum bitten und nichts nehmen. Sie, die alte Theres, läme doch auf alle Schliche. Sie

läme alle Menschen durch und durch, je älter sie werde. — An diesem Tage machte der Vater seinen zweiten Ausgang der Theres wegen. Er hatte eine längere Unterredung mit dem Spitalverwalter. Ob das Schildchen am Eingang mit der Aufschrift „Spital" unbedingt nötig wäre? Nein, es war nicht unbedingt nötig.

Dann, ob man nicht ein paar Wochen lang so tun könnte, als läme die alte Theres auf Besuch zu ihnen?

Ja, das ließe sich wohl machen, meinte der Verwalter lächelnd, sie hätten schon ein paarmal diesen Fall gehabt. Und meistens sei es so gewesen, daß sich nach dem „Besuche" alles von selber eingereicht hätte. Blieb noch das Schwerste: die alte Theres zum Besuche zu überreden. „Hören Sie mal, Theres," sagte der Vater, „Sie haben Ihrer Lebtag keine ordentlichen Ferien gemacht. Ich habe vor der Stadt am Waldrand ein kleines, hübsches Zimmerchen für Sie gemietet. Dahin müssen Sie auf einige Zeit in Pension. Der Herr Verwalter wird sich freuen, sagt er."

Die Theres sah ihn groß an.

„Und ihr, wie wollt ihr denn mit eurer Arbeit fertig werden ohne mich?" sagte sie ein wenig zittrig. Tante Paulines Mund kräuselte



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Die vier gepanzerten Kuppeln der italienischen, von den Österreichern eroberten Panzerfeste Monte Verena.

Phot. 23. Est.



Eine gepanzerte Kuppel der italienischen Panzerfeste Monte Verena mit einem Volltreffer.

Phot. 23. Est.

sich bössartig. Vater sah es und sah sie mit einem Blick an, der war der größte von allen dreien Malen. Es war die junge Theres, die die Lage rettete. Sie, die so gut an unserm Tische aß wie die alte Theres, sagte:

„Ja mei', Theres, es wird freilich schwer gehn ohne Sie. Aber wir verlassen uns halt drauf, daß Sie in Ihren Ferien zwischenhinein ein bißel bei uns nachschauen und nach dem Rechten sehn.“

Die Theres fuhr mit Vater in die ersten Ferien. Zwar, fahren tat sie. Sie war noch nie mit einer Kutsche gefahren. Stolz und steif setzte sie sich in den offenen Wagen, der unten wartete, nachdem ihr unser Vater ritterlich den Arm geboten hatte.

„So, Theres, jetzt geht's in die Ferien. Die meinigen werden auch einmal kommen. Dann holen Sie mich ab im Wagen, gelt, Theres?“

Ernsthaft hat die Theres genickt. Ernsthaft hat sie noch einmal zu den Fenstern hinaufgeschaut, wo wir in der Brüstung lagen und ihr zuwinkten: „Auf Wiedersehen, Theres — gute Ferien — auf Wiedersehen — auf Wiedersehen, Theres!“

„Hüh!“ machte der Kutscher.

„Halt!“ schrie die Theres, „halt!“ Der Vater hat uns nachher erzählt, er hätte bei diesem Halt eine Heidenangst vor einer Katastrophe gehabt. Aber die Theres hatte sich nur noch einmal umgedreht und mit der dünn gewordenen Stimme zu der jungen Theres hinaufgerufen, die in der letzten Fensterbrüstung neben der Tante Pauline stand:

„Also Theres, machen S' Ihr' Sach' gut, gelt, und — und vergessen S' net, daß mir in der nächst'n Boch'n ein' neuen Kaffeeseiher brauchen!“

„Nein, nein, Theres, ich will's nicht vergessen!“ sagte und winkte die Angeredete folglos zurück.

Als der Wagen um die Ecke rollte, sagte Tante Pauline: „Eine Sünd' und Schand' ist es, was man heutzutage für G'schichten mit den Diensthöfen macht.“

Der alten Theres gefiel es in den Ferien unerwartet gut. Sie war ganz für sich. Sie saß stundenlang auf einer Waldbank hinter der Anstalt und bröselte im Sonnenschein still vor sich hin. Die große Müdigkeit war mit einemmal über sie gekommen.

Am Ende der ersten Woche besuchten wir sie. „Wir haben schauen wollen, wie es Ihnen in den Ferien geht, Theres,“ sagten wir und strichen leise über ihre alte, kühle Greisenhand.

„Gut,“ sagte sie, „gut,“ und bröselte lächelnd weiter im Sonnenschein. Sie schien zu schlafen. Da haben wir beruhigt gehen wollen. Aber als der Ries knirschte, wurde sie lebendig:

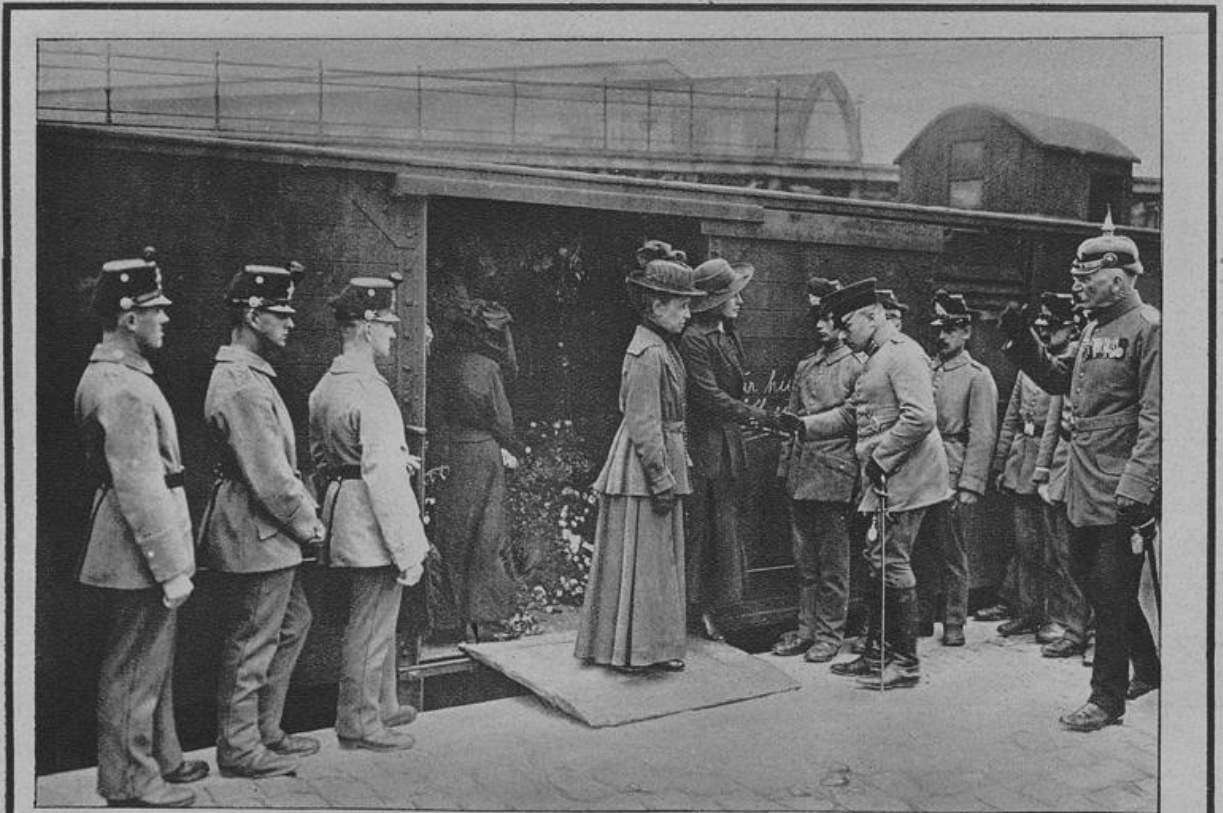
„Und — und hat die Theres einen neuen Kaffeeseiher b'sorgt?“ fragte sie langsam.

„Ja, besorgt hat sie ihn schon,“ sagte der Vater und sah Mutter ermutigend an.

„Ja“, wiederholte Mutter, „aber ganz so gut ist er doch nicht, Theres, wie die Kaffeeseiher, die Sie uns früher immer selber gemacht haben.“

Da lächelte die alte Theres so schön, wie ich sie nie lächeln sah, und bröselte mit geschlossenen Augen in die Sonne. Und wir traten auf den Rasen, damit der Ries beim Fortgehen nicht knirschen konnte. Und wir waren gar nicht arg erstaunt, als der Verwalter dem Vater gleich nach unserer Heimkunft telephonisch mitteilte, er habe die alte Theres auf der Waldbank in der Sonne sanft entschlafen vorgefunden. „Mit einem Lächeln auf dem Gesicht,“ setzte er durchs Telephon hinzu.

„Dem Lächeln der Innerlichkeit,“ gab Vater leise durch denselben Draht zurück.



Beisehung des Flieger-Oberleutnants Max Immelmann in Dresden.

Mutter und Schwester des Verstorbenen vor dem Bahnwagen, der den Sarg mit dem Leichnam des kühnen Offiziers birgt. Sächsishe Offiziere sprechen den Angehörigen ihr Beileid aus.

Phot. A. Semede.